Berliner Plauderei

Von **August Spanuth.**

Der „Verein der Musikkritiker" und sein Wirken. — Die „Parsifal"-Aufführungen in Deutschland und Amerika. — Die Ferienreisen.

Deutschland ist das gelobte Land der Vereine, ihre Zahl ist eben gar nicht zu zählen, und wenn man sie der Uebersicht halber eintheilen, klassifiziren wollte, würde man auf so viele verschiedene Zweck- und Ziel-Nüancen stoßen, daß einem die Augen übergehen müßten, ehe man mit der Eintheilung halb fertig geworden wäre. Unter solchen Umständen ist es zu empfehlen, solche Vereine, denen man nicht selbst angehört, möglichst zu ignoriren; weniger empfehlenswerth wäre aber der ergänzende Rath: nämlich aus den anderen Vereinen, denen man angehört, auszutreten. Daraus würde nämlich eine ganz neue Spezies von Deutschen entstehen, Deutsche, die überhaupt keinem Verein angehören, eine Species, die sich unmöglich lange halten könnte, da ihr bloßes Vorhandensein zur Begründung eines Vereins der Vereinslosen führen müßte.

Vor etwa fünfviertel Jahren wurde die Anzahl der deutschen Vereine vermehrt durch den Verein der Musikkritiker. Ganze zweiundzwanzig Musikkritiker nahmen es auf sich, ihren Berufsgenossen zu der ihnen gebührenden wirthschaftlichen und sozialen Bedeutung zu verhelfen: ein nobler Vorsatz fürwahr. Außerdem aber verkündete der junge Verein, er werde in Sachen der „Musikpolitik" ein gewichtiges Wörtlein mitzureden haben. Was konnte und was durfte man sich unter dem Begriff der „Musikpolitik" denken? Ich fürchte, man dachte sich darunter alles Mögliche, nur nicht etwas absolut Reinliches. Und als ob dieser schier unglaublichen Erklärung der tapferen Zweiundzwanzig unter den übrigen Musikkritikern Deutschlands ein deutliches Hohngelächter aufstieg, beeilte man sich, eine neue Vereinskonstitution auszuarbeiten und die verdächtige „Musikpolitik" sorgfältig todt zu schweigen.

Nun war man gespannt auf die ersten Lebensäußerungen des Verbandes. Gewiß hätte niemand etwas dagegen einzuwenden, wenn Musikkritiker gerade so wie alle anderen Berufsarten sich zur wirthschaftlichen Erstarkung zusammenthun und mit vereinten Kräften an Durchsetzung allgemein wünschenswerther Bestrebungen arbeiten. Wenn die bestehenden Journalistenverbände dazu nicht ausreichen sollten, wäre ein solcher Musikkritiker-Verein gewiß von allen Seiten mit Freuden zu begrüßen. Aber diese Zweiundzwanzig behalten sich vor, ungewünschte Mitgliedskandidaten ohne Angabe von Gründen abzulehnen. Außerdem möchten sie statutengemäß Einfluß auf die Besetzung von Kritikerposten bei den Tageszeitungen gewinnen; ja, neuerdings werden sogar die Mitglieder aufgefordert, dem Vorstande ausführlich über alle möglichen Fälle — eventuell „vertraulicher Weise"! — zu berichten, die eben dem Vorstande Gelegenheit zur Einmischung geben könnten. Dazu meint der Vorstand mit wirklicher Gemüthsmenschenhaftigkeit: deshalb brauchte sich niemand als Denunziant zu fühlen! Man sieht, zur Pflege des Korpsgeistes ist dieser Verein nicht begründet worden.

Soweit ist das, was man von diesem „Verband Deutscher Musikkritiker" erfahren hat, recht unerfreulicher Natur; der Verband mochte also wohl selbst das Gefühl haben, es sei an der Zeit, auch etwas für die Erheiterung der Profession zu thun. Das ist ihm ganz über die Maßen geglückt: die neuesten, soeben herausgegebenen „Mittheilungen" des Verbandes haben ein wahrhaft homerisches Gelächter ausgelöst.

Der „Berliner Lokalanzeiger" hatte während der letzten Saison sich mehrfach die Freiheit genommen, bei gewissen Gelegenheiten, — wo ihm offenbar lediglich Lob und nicht Kritik am Platze zu sein schien, — seinen Stab von Musikkritikern einfach bei Seite zu schieben und sich einen Bericht, wie er ihn für seine Zwecke gebrauchte, von Persönlichkeiten schreiben zu lassen, deren Urtheil durch Sachkenntniß nicht getrübt war. Insbesondere war zu diesem Zweck der bekannte Vergnügungsberichterstatter Alfred Holzbock herangezogen worden; in einem anderen Falle war sogar durch einen Reporter das vorangegangene Urtheil des Musikkritikers H. N. ausdrücklich desavouiert worden. Hier wäre nun allerdings eine Veranlassung für unseren Verband gewesen, Lärm zu schlagen, sich vor die beleidigten Kritiker des „Lokalanzeigers" und die Redaktion des Blattes auf's Energischste zur Rede — zu stellen. Vermuthlich hätte auch ein solcher Protest bei diesem „Lokalanzeiger" wenig Eindruck gemacht, aber die ganze Profession hätte doch wenigstens Hoffnung fassen können, in dem neuen Verbande einen geeigneten Vorkämpfer für die moralischen Rechte des Standes zu haben. Aber nachdem der Berg in der Hauptversammlung des Verbandes gekreist, ist als lächerliche Maus ein Schreiben des Vorstandes an den „Lokalanzeiger" herausgekommen, in dem lediglich konstatiert wird, man habe „mit Bedauern davon Kenntniß genommen, daß in der letzten Zeit am „Berliner Lokalanzeiger" mehrfach die Kritik von wichtigen Opernnovitäten und anderen musikdramatischen Aufführungen Herrn Alfred Holzbock anvertraut worden ist, einem Mitarbeiter, der nicht die dafür erforderliche fachliche Eignung besitzt."

Was, frage ich, werden die regierenden Herren des „Lokalanzeigers" nun wohl mit diesem Briefe machen? Man könnte es ihnen kaum verdenken, wenn sie die Naivetät dieser Mittheilung mit der Erwiderung ad absurdum führten, daß es ja dem Verbande unbenommen bleibe, sich in Zukunft solches Bedauern zu ersparen, indem er einfach von solchen Vorkommnissen am „Lokalanzeiger" keine Kenntniß zu nehmen brauche.

Ich führe diesen tragikomischen Fall besonders deßhalb hier an, weil er Ihnen zugleich zur Kenntniß bringt, wie viel angesehener im Allgemeinen die Stellung eines Kritikers an einer großen amerikanischen Zeitung ist. Bei Ihnen ist der Kritiker „Musical Editor", also verantwortlicher Redakteur der musikalischen Kritik. Ich glaube nicht, daß sich ein solcher Musical Editor auch nur in einem einzigen Falle derart bei Seite schieben lassen würde und dann noch einen einzigen Tag in seiner Stellung verharrte. In Deutschland dagegen ist in den meisten Fällen der Kritiker nur Musikreferent, nicht aber verantwortlicher Redakteur. Eine starke Vereinigung aller Kritiker könnte da freilich durch harte Arbeit viel zur Besserung der Verhältnisse beitragen; ein Pharisäerclub aber mit angemaßter Autorität die Schafe von den Böcken zu sondern, mit heimlichen „musikpolitischen" Bestrebungen und mit offener Begünstigung des Denunziantenthums kann der Sache der Musikkritiker nur schaden.

Viel zu sehr verbreitet ist überhaupt noch die unreife Vorstellung, man brauche bloß einen lobenswerthen Zweck zu haben, einen Verein drum herum zu bilden und dann Verfügungen zu treffen: dann sei die Sache so gut wie gemacht. Unser Verkehrsverein, der so gern eine Frühlingssaison nach Pariser und Londoner Muster in Berlin etablieren möchte, wird nach dem Verlauf der Festspielwochen auch ein Liedchen davon singen können. Haben doch die wenigsten Berliner etwas davon gemerkt, daß das Festspielwochen waren, und Fremde hat man während dieser Zeit auch nicht mehr als sonst in Berlin gesehen. Wie die Theaterdirektoren bekunden, waren ihre Kunststempel genau so leer wie sonst, und so wird der Verkehrsverein wohl zu der Ueberzeugung kommen müssen, daß eine erfolgreiche Frühlingssaison sich nicht einfach diktiren läßt, daß sie zunächst die Erfüllung mancher anderen Voraussetzungen zur Bedingung macht.

Freilich waren die „festlichen" „Parsifal"-Aufführungen im königlichen und im Deutschen Opernhause allemal überfüllt, aber das sind sie bis jetzt ja überall und zu jeder Zeit seit dem ersten Januar gewesen. Nichts begreiflicher als das: wenn ein Kunstwerk dem Volke, zu dem es gehört, dreißig Jahre lang vorenthalten wird, das heißt wenn es so lange Zeit nur Zehntausenden zugänglich gemacht wird, während Millionen es kennen zu lernen wünschen, dann muß wohl ein andauernder riesiger Zulauf entstehen. Uebrigens erinnerte mich kürzlich Alfred Hertz an den Sturm der Entrüstung, der sich vor zehn Jahren in Deutschland gegen Conried und Amerika erhob, wie da die New Yorker Ausschlachtung des „Parsifal" als „Gralsraub", als unerhörte Frevelthat gekennzeichnet wurde. Und doch hatte Conried nichts anderes gethan, als was die deutschen Hoftheaterintendanten und Stadttheaterdirektoren jetzt thun? er führte den „Parsifal" auf, da das Gesetz es ihm erlaubt hatte. Aber, meinte Alfred Hertz, wie stand es mit der „Ausschlachtung" des Bühnenweihfestspiels? In New York wurde der „Parsifal" während der ersten Saison nur dreizehn Mal gegeben, und stets als eine ganz besonders gekennzeichnete Vorstellung. Hier wird er denn doch ganz anders „ausgeschlachtet". Die Königliche Oper giebt ihn gleich in Serien von je drei Wochen alladendlich, und wenn dem Dirigenten Blech der Arm zu müde wird, nimmt ihm Dr. Besl den Stab zum Dirigiren ab. In manchen Stadttheatern wird der „Parsifal" am selben Tage mit irgend einer Operette zusammengekoppelt, in Bremen giebt es zum Beispiel Nachmittags „Polenblut", Abends „Parsifal". Wo bleibt da die angebliche amerikanische Pietätlosigkeit?

In Parenthese möchte ich bemerken, daß Ihr Kapellmeister Alfred Hertz sich in seinem neun verheiratheten Zustande ausnehmend wohl zu befinden scheint, eine Thatsache, die mir nicht mehr überraschend vorkam, nachdem er mich seiner jungen Gattin vorgestellt hatte. Nur über eins waren sich die beiden Gatten noch nicht einig: wohin sie ihr schmuckes Auto in den nächsten Wochen lenken sollen. Eins scheint allerdings fest zu stehen: nach Karlsbad, wo Hertz sonst Stammgast war, gehn sie nicht. Natürlich nicht, denn ein junger Ehemann braucht doch keine Entfettungskur!

Wohin man gehen soll, scheint überhaupt eine Frage zu sein, die mit jedem neuen Sommer schwerer zu entscheiden ist. Man verläßt Berlin, weil man eine andere Luft athmen, eine andere Gegend sehen, eine andere Lebensweise führen möchte, und wenn es nun auch unzählige schöne Plätze in Deutschland und Umgegend giebt: wo ist noch ein Platz zu finden, der im Juli und August nicht zugleich voll von Berlinern ist? Das ist aber unweigerlich wahr: selbst der eingefleischteste Berliner möchte wenigstens ein bis zwei Monate im Jahre ohne seine lieben Landsleute auskommen. Vergebliches Bemühen! Und wenn er bis zum Nordcap flieht: die Hälfte der Schiffspassagiere sind unzweifelhaft Berliner. Tirol ist bis hinunter zu den Dolomiten im Sommer wie ein Berliner Vorort, und seitdem Deutschland's Zukunft auf dem Wasser liegt, erstrecken sich die Berliner Strandschwärmer ostwärts bis nach Memel und westwärts bis zu den kleinen belgischen und französischen Seebädern westwärts von Ostende. Allerdings mögen ihrer in Wirklichkeit nicht ganz so viele sein, wie es den Anschein hat, denn der richtige Berliner hat nun einmal kein Talent dafür, sich verborgen zu halten, er läßt es seinen Nebenmenschen wissen, daß er da ist. Und so mag es kommen, daß man zuweilen glaubt, einen ganzen Haufen Berliner gefunden zu haben, wo blos drei zusammensind. Aber die Wirkung ist eben da. Ich aber frage mich, woher alle diese kleinen Berliner Bürger, vor allem die kleinen Beamtenfamilien das Geld nehmen, um ihre Sommerreise, meist mit Kind und Kegel, zu machen. Auch dritter Klasse zu fahren kostet ein hübsches Stück Geld: die Eisenbahnfahrten sind erheblich theurer als bei Ihnen in Amerika. Ferner mögen die Sommerpensionen „relativ" noch so billig sein, sie fressen doch mehr als die paar hundert Mark monatlichen Gehalts eines kleinen Beamten auf. Dann läuft zu Hause die Miethe weiter. Dagegen läßt man die Karline, das Mädchen für Alles, lieber gehen, spart dreißig Mark und lernt dafür nach der Rückkehr eine neue Unschuld vom Lande an. Das bringt dann den eventuell ausgeruhten Nerven einen neuen Stimulus, so daß sie sich bald wieder melden können.

Einerlei: gereist muß werden, dazu ist der Sommer da. Außerdem ist das die Mode, und der Berliner wünscht ein sehr moderner Mensch zu sein.

Uebrigens ist Berlin zur Zeit keineswegs schon ausgestorben, denn so lange wie bei Ihnen dauert die Reisesaison in Berlin doch nicht. Aber ein wenig langweilig kommt mir das Berliner Straßenbild zur Zeit vor. Man hat die Koffer schon gepackt und das Reisegeld schon abgezählt. Die Damen tragen ihre weniger neuen Kleider auf und die Herren spaten an Zigarren und Getränken, damit sie „auf dem Lande" desto flotter etwas drauf gehen lassen können. Aber wie Manche von ihnen in der neuen Halstracht à la Biron aussehen! Solch ein weit umgeschlagener Kragen tief à coeur geschnitten und darin ein rother Stiernacken! Ja, wenn's ein hübscher schlanker achtzehnjähriger Jüngling ist, dann würde ich mich zu ihm hingezogen fühlen, wenn ich nämlich ein junges Mädchen wäre. Und dann die Mädchen! Es kommt mir so vor, als wenn manche, die durchaus darauf bestehen, es in ihrem ganzen Leben nicht lernen werden, einen hochgeschlitzten Rock mit Grazie zu tragen. Ich denke an die Selbstverständlichkeit, mit der die Pariser Asphalteuse ihr schlankes Bein zeigt. Bei der Berlinerin scheint die Attitude oft zu fragen: siehst du nun auch genug, aber muß ich noch gespreizter ausschreiten? Warum lassen sie nur den Schlitz nicht zunähen, wenn sie nichts rechtes damit anzufangen wissen? —

Im Uebrigen aber legen wir uns immer mehr romanische Sitten zu, zum wenigsten thun das unsere Geschworenen in Mordprozessen gegen das schwache Geschlecht. Offen gestanden, die gerichtlich ungesühnt gebliebene Düsseldorfer Schießerei, der Freispruch der Brunhilde Wilden, hat doch auch in solchen Kreisen böses Blut gemacht, wo man auf dem Standpunkt steht, daß der Mann unter Umständen einen Meineid zu leisten hat „like a gentleman". Der Assessor Neitzelbeck wollte das nicht thun, aber dafür ungesühnten Tod zu erleiden, ist denn doch eine zu harte Strafe.

Ein neues Mittel gegen Trunksucht. Eine Behandlungsweise ausgesprochener Trunkenbolde mittelst eines antialkoholischen Serums, Chetinthylin genannt, das aus Pferdeblut gewonnen wird und schon im Jahre 1900 entdeckt wurde, ist seitdem in Paris streng wissenschaftlich geprüft worden. Ueber zweihundert trunksüchtige Männer und Frauen jeden Alters zwischen sechsundzwanzig und fünfzig Jahren, die verschiedenen Nationalitäten angehörten, sind mit dem Serum und mit dreiundachtzig Prozent vollkommener Erfolge behandelt worden, während gleichzeitige Beobachtungen von Trinkern, die in besonderen Asylen der bisher üblichen Behandlungsweise unterworfen worden waren, nur dreißig Prozent Heilungen ergeben hatten. Das neue Verfahren besteht in einer Reihe von Einspritzungen unter die Haut, und das Serum bewahrt die ihm besonderen Eigenschaften länger als ein Jahr. Das dabei in zunehmender Menge angewendete Serum hebt die Wirkung des Alkohols und ihre Folgen auf, wobei die Patienten nach und nach jedes Verlangen nach dem sinnbetäubenden Getränk verlieren.

Genfer Frauen und das Gewerbegericht.

Die erwerbenden Frauen haben in Genf das aktive und passive Wahlrecht zum Gewerbegericht. Dagegen hat sich eine Strömung mit 1200 Unterschriften bemerkbar gemacht, die ihnen dies Recht wieder entziehen wollte und als Aequivalent die Schaffung von besonderen Frauen-Gewerbegerichten forderte. Die Regierung machte einen vermittelnden Vorschlag, daß nur diejenigen Frauen das Stimmrecht haben sollten, die sich in ein Stimmregister eingetragen hätten. Die Wähler lehnten beide Vorschläge ab, und so behalten die Frauen ihr Wahlrecht zum Gewerbegericht.

Oesterreich-Ungarische Korrespondenz.

Der Mord in Königsbach.

Alois Kerschner vulgo Poldlbauer heirathete im Jahre 1906 in Königsbach die Aloisia Kerschner, welche ihm 3000 Kronen ins Haus brachte. Die Ehe war von Anfang an keine glückliche. Die Frau führte das Hausregiment. Es wurde ihr allgemein nachgesagt, daß sie es mit der ehelichen Treue nicht genau nehme und daß die Poldlbäuerin es immer mit ihren Knechten halte. Während sie ihre Liebhaber beschenkte, behandelte sie den Gatten in lieblosester Weise, verspottete ihn öffentlich vor den Dienstboten, sang Spottlieder wie: „Ich bitt' recht schön, i bitt', mein Mann, der gefällt mir nit" und äußerte wiederholt, daß sie nicht den Mann, sondern „dessen Sachen" geheirathet habe.

Die tiefe Abneigung, welche die Frau gegen ihren als gutmüthig und friedliebend geschilderten Gatten hegte, artete in der letzten Zeit zu offen zur Schau getragenem Haß aus. So sagte sie zu einer Dienstmagd: „Wenn ihn nur wer verschlaget, da krähet kan derrecker Hahn net nachi, aber so aner Krot, wie der is, passirt nix!" Da Alois Kerschner gern auf die Jagd ging, sagte die Beschuldigte wiederholt: „Wenn es nur Wilderer gäb, die ihn z'sammschießen thäten, es wär mir recht, wenn ich erlöst würde." Im Winter vergangenen Jahres faßte die Frau den Entschluß, ihren Mann aus dem Wege zu räumen. Am 30. November v. J. trat der Angeklagte Leopold Rauchenberger als Knecht in den Dienst der Kerschner. Schon nach vier Wochen knüpfte die Bäuerin mit dem Knecht intime Beziehungen an. Im Verkehre mit dem Liebhaber machte sie oftmals Bemerkungen, ihren Mann aus dem Wege zu räumen und versprach ihm tausend als Gulden Belohnung. Als sich Rauchenberger endlich dazu bereit erklärte, meinte die Bäuerin: „Die erste Stund' ist die beste für mi." Sie drängte in Rauchenberger, daß er den Mord bald ausführen solle und gab ihm Rathschläge. Sie schlug ihm vor, den verhaßten Mann beim Holzführen „niederzuholzen" oder beim Bäumefällen mit der Axt niederzuhauen. „Wenn Du Dich nicht traust," meinte sie, „so gieb ihm halt Grundschaden (Gift)." Als Rauchenberger sie einmal fragte: „Was is denn nachher? Heirath's mi?" entgegnete die Kerschner: „Dös kann i no net sagen, dös waß i net."

Am 20. Februar Abends ging Alois Kerschner mit einem Buckelkorb und einer acht Liter fassenden Flasche nach Rabenstein, um dort nach Wunsch seiner Frau Petroleum zu kaufen. Bald darauf suchte Aloisia Kerschner den Rauchenberger im Stalle auf und sagte zu ihm: „Heut' geht's am leichtesten. Er ist nach Rabenstein, da kannst aufsigeh'n; nimm Dir an Stecken und schlagst ihn nieder!" Dann gab sie ihm Rum zu trinken, damit er sich Muth antrinke. Rauchenberger entschloß sich nun über das Drängen der Geliebten und verführt von der versprochenen Belohnung, die Bluthat auszuführen. Hinter einem Baume versteckt lauerte Rauchenberger im Dunkel der Winternacht auf sein Opfer. Mit einem anderthalb Meter langen Holzprügel führte Rauchenberger zwei wuchtige Schläge gegen den Kopf. Tödtlich getroffen sank Kerschner zusammen und stürzte in den vorüberfließenden Königsbach.

Der Mörder begab sich nun nach Hause und legte sich im Stalle schlafen. Am Morgen fand der alte Vater des Ermordeten die Leiche seines Sohnes. Zur Ausforschung des Thäters wurde der Polizeihund Luz aus Wien requirirt. Derselbe verfolgte mit Sicherheit und ohne Zögern die aufgenommene Spur zum Kernerschen Anwesen und verbellte dort unter den vielen anwesenden Personen gerade den auf einer Bank sitzenden Rauchenberger, welcher schon von der ganzen Bevölkerung von Königsbach als der Mörder bezeichnet wurde. Erwähnt sei noch, daß Rauchenberger, als er von der Zuziehung des Polizeihundes hörte, die Aeußerung machte: „Wir sind schon verrathen. Jetzt wär's am besten, wenn i mi umbringen thät." Die Aloisia Kerschner, welche zugegen war, brachte hierauf das Jagdgewehr ihres Mannes und reichte es dem Rauchenberger, der aber davon keinen Gebrauch machte.

Rauchenberger leugnete Anfangs die That und beschuldigte einen früheren Knecht und Liebhaber der Kerschner, weshalb er auch wegen Verleumdung angeklagt ist. Dann legte er bereits am 23. Februar ein Geständnis ab, daß er über Anstiften der Aloisia Kerschner, die ihm tausend Gulden versprach, den Mord beging. Aloisia Kerschner leugnete die Anstiftung.

Die Gerichtsverhandlungen ergaben ein interessantes Sittenbild.

Der Angeklagte Rauchenberger erklärt sich unschuldig. Er habe wohl die That begangen, aber nur weil die Frau ihn verleitet und ihn durch Genuß von Rum willenlos gemacht habe, auch habe sie ihn durch das Versprechen der tausend Gulden für die Ermordung ihres Mannes gefügig gemacht.

Der Angeklagte bestreitet, daß er mit der Angeklagten Kerschner ein Liebesverhältnis unterhalten habe. Er erklärt, daß die Frau ihn hauptsächlich durch das Versprechen der tausend Gulden dazu bewogen habe, den Mann umzubringen. Am 20. Februar, am Abend des Mordes, sei die Bäuerin zu ihm in den Stall gekommen und habe ihm ein Fläschchen mit Rum gebracht und zu ihm gesagt: „Sauf's aus! Geh' auffi und erschlag' ihn. Heut' geht's am leichtesten. Er is nach Rabenstein gangen."

Bekannte Oesterreicher verstorben.

In Kärnten ist der außerordentliche Professor für Geburtshilfe und Gynäkologie an der Wiener Universität Dr. Karl Breus im Alter von 64 Jahren gestorben. — In Wien starben der Oberstleutnant Karl Holmes vom Feldkanonen-Regiment No. 17. Ferner der Artillerie-Hauptmann d. R. Franz Szuppt, an einer Blutvergiftung Frau Marie Gunkel, Gemahlin des Rittmeisters a. D. Eugen Gunkel, Major der Reserve Georg Gruber. In Baden ist Frau Therese Negro, verwittwete von Reckenschuß, geborene Waldschütz, Gattin des kaiserlichen Rathes Eugen Negro, nach langem Leiden gestorben.

Kaum vierzehn Tage nach dem Tode des Bürgermeisters Professor Anton Weiser ist auch der Vize-Bürgermeister von Payerbach, Karl Weinzettl, Besitzer des Hotels zur „Weißen Rose" und Sägewerksbesitzer, im 57. Lebensjahre gestorben. — Die Oberleutnants-Wittwe Ida Zednik Edle v. Zeldegg ist im 86. Lebensjahre in Prag gestorben. Sie war die Mutter des ehemaligen Präsidenten des technischen Militär-Kommittees FML. Viktor Zednik Edlen von Zeldegg und des Vize-Präsidenten der Gesellschaft vom Rothen Kreuze G. d. J. Oskar Zednik Edlen v. Zeldegg. — In Reichenberg ist Herr Ignaz Hersch, Seniorchef der Firma Jg. Hersch, im 68. Lebensjahre gestorben. — In Brüx ist der Vorstand der Advokatenkammer und Senior der Advokaten des Kreisgerichtssprengels Dr. Josef Spitz, Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde, gestorben.

Juden satisfaktionsfähig.

Auf den vor einigen Tagen in Marburg abgehaltenen Burschenschaftertag der österreichischen Burschenschaften wurde seitens der anwesenden Delegirten der verschiedensten Burschenschaften auch die Satisfaktionsunfähigkeit der Juden verhandelt und bei diesem Punkte mit Stimmenmehrheit der Beschluß gefaßt, das sogenannte Waidhofner-Prinzip fallen zu lassen. Die Satisfaktionsverweigerung der österreichischen Burschenschaften gegenüber den Juden, die unter dem Namen Waidhofner-Prinzip bekannt ist, wurde auf Antrag der Innsbrucker Burschenschaft „Germania" im Jahre 1896 als Grundsatz der österreichischen Burschenschaften aufgestellt, und außer den Prager Burschenschaften schlossen sich nur wenige Wiener Burschenschaften diesem Prinzip nicht an. Auf einem kurze Zeit hierauf abgehaltenen Verbandstag der akademischen Vereine und Verbindungen in Waidhofen wurde der Antrag auf Verweigerung der Satisfaktion gegenüber den Juden auch von diesem angenommen und unter dem Namen Waidhofner Prinzip bekannt. Unter den Burschenschaften hat über diesen Punkt nie eine volle Einigkeit bestanden und auf dem Marburger Burschenschaftertag wurde diese Frage neuerlich erörtert. Der Großtheil der Burschenschaften ließ das sogenannte Waidhofner Prinzip fallen.

Verhaftung des Krakauer Postdefraudanten Wilczek in Dresden.

Der Postmeister Wilczek, der am 17. Mai in Krakau 192,000 K. defraudirt hatte, wurde in Dresden verhaftet. Man fand bei ihm nur etwa 2000 Mark, während bekanntlich schon bei einem verhafteten Komplicen ein größerer Theil des defraudirten Geldes, 140,000 K., gefunden wurde.

Wilczek reiste seit drei Wochen planlos in Deutschland herum und verbrachte die Nächte regelmäßig in Schlafwagen, da er fürchtete, in Hotels erkannt zu werden. An seinen Komplicen richtete Wilczek einen Brief, worin er ersuchte, ihm unter der Adresse eines Herrn Gura nach Dresden, Hotel Continental, Nachrichten zu senden. Vor etwa zehn Tagen erschienen in diesem Hotel ein höherer österreichischer Postbeamter und ein Polizeibeamter, um Nachforschungen zu halten, doch war Wilczek dort noch nicht erschienen. Am Nachmittag kam er in's Hotel Continental und fragte als Herr Gura, ob eine Post für ihn da sei. Da nur ein Liftboy anwesend war, der ihm negativen Bescheid sagte, entfernte sich Wilczek, kehrte aber nach einer halben Stunde zurück und sprach diesmal mit dem Portier. Dieser war von der Polizei informirt und wußte, wen er vor sich hatte. Er ließ den Defraudanten zwar fortgehen, schickte ihm aber den Liftboy nach mit der Weisung, ihn vom nächsten Schutzmann verhaften zu lassen. Dies ist darauf geschehen.

Der verhaftete Defraudant behauptete im Verhör, daß die noch fehlenden 50,000 K. sein Komplice in Krakau haben müsse. Es ist nicht ausgeschlossen, daß noch ein unbekannter Hehler an dem Verbrechen betheiligt ist.

Eine Frau, die 45 Jahre als Mann gelebt hat.

In das Krankenhaus zu Mährisch-Ostrau wurde vor einiger Zeit der 59-jährige Arbeiter Georg P. eingeliefert. Er ist in Wendrin geboren und sorgte für seinen Lebensunterhalt als Arbeiter in Wittkowitz. Groß war das Staunen, als bei der ärztlichen Untersuchung des Kranken festgestellt wurde, daß Georg P. kein Mann sei, sondern dem zarten Geschlecht angehörte. Der eigenthümliche Fall wurde dem Polizei-Kommissariat zur Untersuchung übergeben, wobei sich Folgendes ergab: Bis zum 14. Lebensjahre war Geotg P., eigentlich Marie P., als Mädchen erzogen worden. In dieser Zeit starb ihr Bruder. Da verfiel sie auf den Gedanken, nunmehr als Mann aufzutreten, was sie auch alsbald ausführte. Sie schnitt sich die Haare kurz, legte Männerkleider an und begab sich mit dem Arbeitsbuch ihres verstorbenen Bruders in die weite Welt. Ihr Aussehen und ihr Auftreten konnte Niemanden vermuthen lassen, daß der schmucke Bursche weiblichen Geschlechtes sei.

Allerlei.

Im Deutschen Landestheater hat Frl. v. Sonnenthal als Gast eine Wiederholung des Rößler'schen Lustspiels „Die fünf Frankfurter" veranlaßt. Frl. v. Sonnenthal gab die Charlotte. Sie wirkte sowohl durch die liebe Einfachheit ihrer Erscheinung und ihrer Geste, als auch durch die natürliche Sprache. Vom ersten Augenblicke an, in dem sie die Bühne betrat, beherrschte die schlanke Gestalt des Gastes, das zierliche Köpfchen unter der hohen Frisur, die feine schmalfingrige Hand die lustigen und rührenden Bilder des Stückes. Frl. v. Sonnenthal konnte nach jedem Aktschluß für den enthusiastischen, aufrichtigen und lebhaften Beifall des Hauses danken.

Der Direktor des Burgtheaters, Hugo Thimig, dessen Zugehörigkeit zu dieser Bühne sich in diesem Monat zum vierzigsten Male jährte, beging seinen 60. Geburtstag.

Der Nestor der Wiener Schriftsteller und Journalisten, Siegmund Schlesinger, beging in vollster geistiger und körperlicher Frische seinen 82. Geburtstag.

Die Leiche des Herrenhausmitgliedes, Hofrathes und pensionirten Professors an der Wiener Universität Dr. Adolf Lieben ist unter ungewöhnlich starker Betheiligung weiter Kreise zu Grabe getragen worden. Im Trauerhause, 1. Bezirk, Möllerbastei No. 5, hatten sich lange vor Beginn der Leichenfeier zahlreiche Leidtragende, Verehrer, Freunde und Schüler des großen Gelehrten eingefunden. Rabbiner Dr. Rosenmann hielt die Trauerrede. Am Grabe sprachen Hofrath Professor Doktor v. Wettstein im Namen der Universität, Dekan Professor Dr. Wegscheider für die philosophische Fakultät, Hofrath Professor Dr. Zeisel für die Schüler und Physikalisch-chemische Gesellschaft und Hochschüler Fleischner für die Lese- und Redehalle deutscher Studenten.

In seiner Wohnung, Erdbergstraße 82, Wien, verschied im Alter von 77 Jahren Volksschuldirektor Anton Dasch. Derselbe

Direktor Anton Dasch.

hatte durch 56 Jahre als Lehrer und Direktor und durch 46 Jahre als Regenschori der Pfarre St. Peter und Paul in Erdberg gewirkt. Sowohl vom Kaiser als auch vom Papste wurde der Verstorbene ausgezeichnet.

Die Verhandlungen über die Ablösung der Werke der Allgemeinen österreichischen Elektrizitätsgesellschaft durch die Kommune Wien haben zu einer Einigung geführt. Die Werke gehen an die Kommune Wien über, die mit dem 1. Juli den Betrieb übernehmen wird. Die Stadt zahlt für die Ablösung der gesellschaftlichen Werke einen Betrag von 12,150,000 Kr.

Der Szegeder Gerichtshof verhandelte vor Kurzem die Strafsache der Oekonomie-Lehrerin Emma Andrássy, die wegen eines in einer republikanischen Zeitschrift veröffentlichten Artikels der Majestätsbeleidigung angeklagt war. Die Lehrerin erklärte vor Gericht, sie fühle sich nicht schuldig, da sie nur berechtigte Kritik an der Wirksamkeit des Königs geübt habe. Sie sei stolz darauf, eine Republikanerin zu sein, und man irre, wenn man meine, daß sie durch Gefängnisstrafen zum Schweigen gebracht werden könne. Der Gerichtshof verurtheilte Emma Andrássy zu vierzehn Tagen Staatsgefängnis.

Der langjährige und verdiente Sekretär des Wiener Militär-Kasinos, Oberst Anton Müller v. Bannenfels, hat sich nach Olmütz begeben, um dort vom Primarius Professor Dr. Zirm eine Staroperation an sich vornehmen zu lassen. Die Operation ist gelungen.

Der Wiener Männergesangverein hat in dankbarem Gedenken an die vielfachen Verdienste, welche sich der k. u. k. Gesandte in München, Ludwig Velics v. Laszlofalva, und der Oberbürgermeister von München, Geheimrath Dr. Wilhelm Ritter v. Borscht, um die Konzertfahrt des Vereins nach München erworben haben, den einstimmigen Beschluß gefaßt, diese Herren zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Mit liebenswürdigen Telegrammen haben die beiden jüngsten Ehrenmitglieder des Wiener Männergesangvereins diese höchste Ehrung, die der Verein zu vergeben hat, angenommen.

Der Großindustrielle Leopold Stein beging auf seinem Landsitz in Oed bei Gutenstein in vollster geistiger und körperlicher Frische seinen 70. Geburtstag.

Der Wiener Maler W. V. Krausz erhielt für sein gegenwärtig im „Salon" ausgestelltes Bild „Intermezzo", das im Vorjahre im Wiener Künstlerhause durch die große goldene Staats-Medaille ausgezeichnet wurde, eine Medaille.

Herr Emil Römer, Abtheilungsvorstand der Firma Schenker & Co., Wien, feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum. Aus diesem Anlasse wurden dem Jubilar, der sich sowohl bei seinen Chefs als auch bei seinen Kollegen der herzlichsten Sympathien erfreut, mannigfache Ehrungen zutheil, die ein beredtes Zeugnis von der Beliebtheit dieses verdienstvollen Beamten geben.

Der Kaiser hat dem Großindustriellen Alois Regenhart in Freiwaldau das Komthurkreuz des Franz Josefs-Ordens, dem Sekretär der Handelskammer in Eger Dr. Johann Chubarzek den Titel eines Regierungsraths und dem Fabriksinspektor Josef Steinlechner in Klagenfurt den Titel eines kaiserlichen Rathes verliehen.

Der Club der christlich-sozialen Abgeordneten im Tiroler Landtag sandte an den berühmten Maler Franz v. Defregger anläßlich seines 80. Geburtstages ein herzliches Glückwunschtelegramm.

Universitätsprofessor Dr. Guido Adler ist als Vertreter der Regierung zum fünften Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft nach Paris gereist.

Der Direktor der Brünner Konfektionsanstalt der Oesterreichischen Militärlieferungs-Gesellschaft Leopold Eibler, der sich am 4. Juni im Burgzu der Gesellschaft, Ganzgasse 23, aus einem Revolver zwei Kugeln in die Herzgegend gejagt hat und lebensgefährlich verletzt in das Sanatorium Löw gebracht worden ist, ist seinen Wunden erlegen.

Bei Mochow kippte das Automobil des Zuckerfabrikanten und Großindustriellen Mandelik, das einem Wagen ausweichen wollte, um. Mandelik, dem der Brustkorb eingedrückt wurde, starb bald darauf; seine Mutter erlitt einen Beinbruch.

In der „Urania" fand aus Anlaß des 70. Geburtstages des hochverdienten Direktors Regierungsrath Dr. Friedrich Umlauft eine Feier statt, bei der Präsident Dr. Ludwig Koeßler in einer herzlichen Glückwunschansprache Umlaufts Thätigkeit als Jugendbildner und seine Verdienste um die geographische Wissenschaft feierte.

Der deutsche Kaiser hat dem Schriftsteller Hermann Greiml in Wien den preußischen Kronen-Orden dritter Klasse verliehen.

Es vermählten sich Herr Fritz Koppel, Abtheilungsvorstand der Wiener Unionbank, mit Fräulein Fritzi Kris, Tochter des Herrn Heinrich Kris.

In Mostar in der Herzegowina haben mehrere Schüler des Obergymnasiums den Direktor der Anstalt, Poljak, und die Professoren Steiner und Divic thätlich mißhandelt, weil kroatisch-serbische Schüler wegen einer Demonstration gegen das deutsche Theater bestraft worden waren. Die Landesregierung hat nun die Schließung des Gymnasiums angeordnet.

Vergiftete Bäume.

In den Straßen der Stadt findet man zuweilen Bäume, die nicht recht gedeihen wollen, während ihre Nachbarn gesund grünen, ohne daß in ihren Lebensbedingungen ein Unterschied zu erkennen wäre. Offenbar sind sie krank, und wenn man sieht, daß die Blätter nicht die richtige Größe erreicht haben, nach den Rändern zu bräunlich verfärbt und am Rande vertrocknet sind, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß diese Bäume vergiftet sind. Um was für eine Vergiftung handelt es sich dabei? Daß böswillig giftige Chemikalien auf den Nährboden dieser Bäume gebracht sind, ist